

Im Gespräch mit: Adina Rom

Die Entwicklungsökonomin Adina Rom erforscht die Wirkung der internationalen Entwicklungszusammenarbeit. Sie sieht in Bargeld-Transfers einen aussichtsreichen Ansatz und berichtet von globalen und lokalen Erfolgen.

«Klar ist: Migration reduziert Armut»

Reto Zanettin

Mehr als 430 000 Menschen starben im Jahr 2017 an Malaria. Die meisten davon in Afrika. Das ist die eine Perspektive. Sie kann leicht zur Auffassung führen, dass Entwicklungszusammenarbeit trotz Milliardenbeträgen nur wenig bringt. Adina Rom, Entwicklungsökonomin an der ETH Zürich, sieht es anders und rückt die Fortschritte in der internationalen Zusammenarbeit ins Blickfeld.

Frau Rom, kürzlich erschienen Zahlen, wonach 700 Millionen Menschen in extremer Armut leben, und das nach Jahrzehnten der Entwicklungszusammenarbeit. Was läuft schief?

Adina Rom: Es hat im Kampf gegen extreme Armut massive Fortschritte gegeben. In den 1990er-Jahren waren noch 37 Prozent der Weltbevölkerung betroffen. Heute müssen noch knapp 10 Prozent aller Menschen mit weniger als 1,90 Dollar pro Tag auskommen. Dies ist ein grosser Erfolg. Noch nie zuvor hatten wir so viele Ressourcen, technische Möglichkeiten und ein so breites Wissen über Armutsbekämpfung wie heute. Trotzdem sind weltweit immer noch zu viele Menschen von Armut betroffen. Das müssen wir ändern.

Sie sprechen vom Willen zur Verbesserung. Was genau meinen Sie damit?

Rom: Es braucht eine Lernkultur. Wenn etwas nicht funktioniert hat, muss man das ansprechen können. Ausserdem geht es um einen Wandel in der Erwartungshaltung. Wir als Gesellschaft sollen akzeptieren, dass auch in der Entwicklungszusammenarbeit nicht immer alles perfekt laufen kann. Das ist ja sonst im öffentlichen Sektor oder der Wirtschaft auch nicht anders.

Ihre Forschung zeigt, dass faktenbasierte Projektplanung und -evaluation den Erfolg in der Armutsbekämpfung erhöht. Wie wurden denn früher solche Projekte durchgeführt?

Rom: Sie müssen eines sehen: Dank der Digitalisierung können wir Daten einfacher und schneller sammeln als früher. Zudem können wir Datenquellen erschliessen, die es bisher schlicht nicht gab. Über Mobiltelefone können beispielsweise Netzwerke von Menschen nachgezeichnet werden oder Sensoren liefern Evidenz über die Nutzung moderner Geräte im Alltag. Zudem verfügen wir heute über bessere Methoden der Wirkungsmessung als früher.

Dann wurden Entwicklungshilfeprojekte früher im Blindflug durchgeführt?

Rom: So würde ich das nicht sagen. Viele wollten auch damals das Bestmögliche

«Es hat in den letzten Jahrzehnten massive und nachhaltige Fortschritte gegeben.»

erreichen. Heute verfügen wir aber über viel bessere Daten und methodische Mittel als früher.

Wirkung ist ein offener Begriff. Was messen Sie genau – und wie?

Rom: Wir vergleichen zwei Zustände. Einen, der sich durch ein Entwicklungsprojekt einstellt, und einen, der herrschen würde, wenn es das Projekt nie gegeben hätte. Der Unterschied entspricht dann der Wirkung. Praktisch bedeutet das beispielsweise, dass wir eine Gruppe von Leuten haben, die Solarlampen erhalten. Was verändert das im Leben dieser Menschen im Vergleich zu einer Kontrollgruppe, die noch Kerosinlampen benutzt?

Kritiker meinen, es werde nur gemessen, was sich ohne grossen Aufwand erheben



Welche Ansätze in der Entwicklungszusammenarbeit versprechen die besten Ergebnisse? Adina Rom forscht nach Antworten.

BILD ETH ZÜRICH

lässt. Vieles anderes werde ausgeklammert. Was sagen Sie dazu?

Rom: Viele Forschende sind sich dieses Risikos bewusst und hinreichend kreativ, wenn es um das Erheben aussagekräftiger Daten geht. Ein Beispiel ist «Female Empowerment» – Einbezug und Stärkung von Frauen im öffentlichen Leben. Ein Forschungsprojekt erhob, wie oft sich Frauen an Dorfversammlungen zu Wort melden, und wie oft ihre Vorschläge schliesslich umgesetzt wurden. So gelang es, das ziemlich abstrakte «Female Empowerment» mit aussagekräftigen Indikatoren zu erfassen.

Wenn Sie beobachten, dass Hilfgelder in der Korruption verschwinden, was empfehlen Sie: das Projekt abbrechen oder weiterführen?

Rom: Korruption wird oft überschätzt, denke ich. In der Regel läuft die Zusammenarbeit mit Organisationen vor Ort und mit den Regierungen gut. Es ist Standard, die Geldflüsse zu überprüfen. Gibt es Hinweise auf Korruption, muss natürlich eingeschritten werden. Generell und losgelöst vom Korruptionsproblem muss man immer im Einzelfall prüfen, ob man ein Projekt weiterführen oder abbrechen sollte. Dazu gibt es spezielle Organisationen, «Evidence Action» etwa. Sie hat gerade kürzlich ein Projekt gestoppt, das hinter den Erwartungen zurückblieb – und das, obwohl sie schon eine Menge Ressourcen eingesetzt hat. Nun investiert «Evidence Action» in die Forschung, um die Wirkung ihrer Projekte zu maximieren.

Glaubwürdigkeit ist also wichtig?

Rom: Ja. Glaubwürdigkeit ist sehr wichtig. Die Bevölkerung in den Geberländern muss darauf vertrauen können, dass öffentliche Gelder wirkungsvoll möglichst eingesetzt werden. Dazu gibt die Wirkungsforschung Auskunft.

**Zur Person
Adina Rom**

Die Entwicklungsökonomin wirkt als geschäftsführende Direktorin der Initiative «ETH for Development» (ETH4D) und ist Gründerin des ETH-Spin-offs «Policy Analytics», das Wirkungsstudien im Auftrag von Nichtregierungsorganisationen und Behörden durchführt. Adina Rom studierte in Genf, Harvard und Berkeley und promovierte an der ETH Zürich. Sie lebte und forschte mehrere Jahre in Kenia.

Sie sorgen für Transparenz. Gibt es nicht Leute, die gerade diese Transparenz verhindern wollen?

Rom: Als wir unsere Forschung begannen, gab es schon Skeptiker. Sie fühlten sich verunsichert und meinten, wir würden sie verurteilen. Doch es hat ein Umdenken stattgefunden. Viele, die unsere Arbeit einst als Bedrohung sahen, schätzen sie heute als konstruktiven Ansatz.

Werden wir konkreter: Neun von zehn Malariafällen stammen aus Afrika. Einige Stimmen fordern, Moskitonetze gratis abzugeben. Andere wollen sie verkaufen. Was empfehlen Sie?

Rom: Die Theorie allein hilft einem in dieser Frage nicht weiter. Zwei Forscherinnen wollten es aber genau wissen. Sie haben verschiedenen Kliniken Moskitonetze zu unterschiedlichen Preisen angeboten. Das Ergebnis: Sobald Moskitonetze auch nur einen kleinen Betrag kosten, sinkt die Nachfrage massiv. Aber der prozentuale Anteil der Leute, welche die Netze tatsächlich nutzen, ist gleich hoch, egal ob sie etwas kosten oder gratis sind. Die Studie zeigt also, dass sehr viel mehr Menschen erreicht werden können, wenn Moskitonetze gratis abgegeben werden. Mittlerweile kennen 43 der 46 von Malaria betroffenen Länder Gratisabgabeprogramme. Dadurch entgingen seit Anfang der 2000er-Jahre mehr als vier Millionen Menschen dem Tod. Das ist ein riesen Gewinn. Und auch bei anderen präventiven Gesundheitsprodukten wie Wasserdesinfektionsmitteln kam man zu ganz ähnlichen Schlüssen.

Nun verfolgen manche Organisationen die Idee der «Cash Transfers». Die Leute bekommen Bargeld und entscheiden selbst, was sie dafür kaufen. Der Ansatz spricht doch für kostenpflichtige Moskitonetze und Medikamente?

Rom: Auch in diesem Bereich gab es lange Zeit ideologische Grabenkämpfe. Gegner von Bargeld-Transfers meinten, die Leute würden sich Alkohol und Drogen kaufen oder weniger arbeiten. Die Wirkungsforschung aber zeigt, dass die Menschen gleich viel oder sogar mehr arbeiten und das Geld sinnvoll und langfristig investieren.

Wo liegen die Fallstricke beim Ansatz von Bargeld-Transfers?

Rom: Oft funktionieren Bargeld-Transfers gut. Sie stossen aber an Grenzen, wenn das Problem beim Angebot und nicht bei der Nachfrage liegt. Es nützt zum Beispiel

«Die Bevölkerung in den Geberländern muss darauf vertrauen können, dass öffentliche Gelder wirkungsvoll eingesetzt werden.»

nichts, wenn die Menschen zwar Geld für Medikamente haben, diese aber gefälscht oder unwirksam sind. Bargeld-Transfers sind also ein aussichtsreicher Weg, aber sie können nicht alle Probleme lösen.

Sie haben die Wirkung des Solarlampen-Einsatzes in Kenia untersucht. Was fanden Sie heraus?

Rom: Zunächst zeigte sich, dass sich die Leute für das Produkt interessieren, selbst wenn sie einen gewissen Betrag dafür bezahlen müssen. Ebenso nutzen die allermeisten Menschen die Solarlampen täglich und ersetzen damit die Kerosinlampen, die sie bis anhin verwendeten. In der Folge haben Augenentzündungen und Lungenbeschwerden abgenommen. Ausserdem hat der Solarlampeneinsatz zum Umweltschutz beigetragen – der Russ aus den Kerosinlampen wirkt etwa 700 Mal stärker auf die Erderwärmung als CO₂. Bei der Bildung hingegen fanden wir kaum Effekte.

Könnten wir in der Schweiz von solchen Projekten in Entwicklungsländern lernen?

Rom: Sicher. Ein Beispiel dafür habe ich selbst erlebt, als ich noch in Kenia lebte. Das war vor 10 Jahren. Bereits damals konnte ich meine Rechnungen über das Mobiltelefon bezahlen. In der Schweiz ist diese Technologie erst vor relativ kurzer Zeit aufgetaucht. Oder wir haben von der ETH aus Beziehungen zu einer Universität in Ghana. Dort liegt der Frauenanteil im Ingenieurstudium bei 40 Prozent. Daraus können wir sicher etwas lernen.

Gemäss einem der Ziele für nachhaltige Entwicklung sollen bis 2030 alle Menschen Zugang zu elektrischem Strom haben. Ist das realistisch?

Rom: In den letzten 25 Jahren erhielten pro Tag 250 000 Menschen einen Stromanschluss. Ein massiver Fortschritt hat also auch in diesem Bereich stattgefunden, vor allem in Städten. Aber es gibt immer noch Herausforderungen, wenn es darum geht, Menschen in zersiedelten Gegenden an das Stromnetz anzuschliessen. Oder auch die Qualität der Stromversorgung ist häufig noch ein Problem. Als ich in Kenia lebte, kam es praktisch täglich zu Stromunterbrüchen.

Kann Entwicklungshilfe vor Ort Migration verhindern?

Rom: Eher umgekehrt. Denn eines ist klar: Migration ist enorm wichtig für die Armutsreduktion. Der Gesamtbetrag, den Migranten in ihre Heimat überweisen, ist grösser als das Total der finanziellen Mittel, die in der internationalen Zusammenarbeit eingesetzt werden. Ausserdem spielt Migration eine wichtige Rolle für den Wissens- und Technologietransfer, die demografische Entwicklung, die Wirtschaft, das gesellschaftliche Leben. Gerade die Schweiz profitiert ja massiv von der Migration.